

Georg Christoph Tholen

Impllosionen einer Institution.

Fast eine Klage über die Macht des Ressentiments (1994)¹

Wenn die Macht der Moral die Macht übernimmt und ihre Normen verbreitet, gibt - frei nach Nietzsche – der ‚Geist der Schwere‘ den Ton an: gesellschaftliche Nützlichkeit, meßbare Effizienz und überschaubare Disziplin/ierung heißen die überkommenen Werte. Man traut sich nicht mehr, neue, andere Werte zu setzen. Man hält sich, phantasielos, an die Vorgaben, die der scheinbar unumstößlichen Macht der Verhältnisse geschuldet seien. Solch vermeintliche Ohnmacht unterwirft sich der Macht, die sie eben dadurch befestigt, in vielem gar erst konstituiert.

Wenn ehemalige Vertreter gesellschafts- und wissenschaftskritischer Impulse an der Hochschule einen realpolitischen Erfolg verbuchen, bleiben sie sich in bestimmter Hinsicht treu. Im Namen der ‚Gesellschaft‘ – Chiffre oft nur für Illusionen des Guten oder Ganzen wird aus beschworener Praxis überlebenstüchtige Pragmatik. Die Axiomatik der Werte bleibt erhalten. Die Werte selbst mögen austauschbar sein, das Dispositiv der machterhaltenden Aussageregeln, denen man sich wie immer auch unfreiwillig unterworfen hatte, maskiert sich nur in veränderter Gestalt. Aber lehrt nicht jede Erfahrung und nüchterne Einschätzung, daß immer aus Kritik Anpassung wird? Gleicht nicht das Gesetz der Institution dem des Generationenwechsels? In thermodynamischer oder systemtheoretischer Analogie hieße dann die Diagnoseformel, die zur Selbstbeschreibung des universitätspolitischen Diskurses tauglich scheint: Verminderung von Unordnung durch Reduktion ihrer Kontingenz. Gewiß: Die Dialektik der Reform oszilliert zwischen Bestandsicherung und Bestandsveränderung. Doch dieser seltsam evidente Befund, der dem Verwaltungskalkül der Systemtheorie entsprungen scheint, ist selber ein Stratagem, welches taktische (kaum taktvolle) Maßstäbe setzt und willkürliche Maßnahmen fördert. Deren Erfolg verweist dann in selbstrekursiver Begründung auf sich selbst: Opportunismus als Daueraufgabe.

Die Zeichen der Zeit scheinen dieses statische und bestandserhaltende Modell von Politik und Macht zu privilegieren. Und doch sind seine diskursprägenden Effekte nur ein verdichtetes Symptom von Einstellungen, die sich verhärten und akkumulieren. So dominant ihre Rhetorik auch Platz genommen hat, es bleibt dennoch ein besetzbarer und verschiebbarer Platz, den die jeweiligen Platzhalter für sich in geltungssüchtigem Anspruch nehmen. Probleme zu lösen, statt sie allererst zu entdecken – so könnte man die diskursverknappende Maxime nennen, die derzeit das Sprechen über die universitäre Institution reguliert. Sie gibt vor, sich eng und leistungsorientiert an die vorgegebenen Probleme zu halten. Sie nimmt diese auf sich und liebt den Nutzen, der sich daraus ziehen läßt. Von Fall zu Fall. Verstellt bleibt ihr oftmals die Konstellation und die Geschichte der Probleme, die es erst zu entschlüsseln gilt. Das Problematisch-Werden vorgegebener Probleme hingegen bringt Unruhe in die Ordnung der Dinge, weil es das Bedenken historisch variabler Bedingungen erlauben würde. Das - denkgeschichtlich innovative - Moment des Lehr- und Lernbaren, das im antiken Sinne ‚Mathematische‘, entzieht sich dem ‚Didaktischen‘, welches es allererst ermöglicht. Nichts verlangt, diesen Denkspielraum innerhalb der ganzen Breite universitärer Aus-(Bildung) aufzugeben. Wenn dies doch geschieht, so verdient dieser Prozess der Selbstaufgabe des

¹ erschienen unter dem Pseudonym ‚Walter Zeppelin‘ in: Holger Birkholz u.a. (Hg.), ‚ohne Titel. Schriften zur Moral‘, Kassel 1994. S. 51-58, in der vorliegenden Fassung leicht überarbeitet.

universitären Anspruchs, stets erneut, eben die Analyse der Gesten einer reaktiven Mimikry, ohne die die Neigung der Institution zur Implosion zumindest aufgeschoben bliebe.

Wenn der Gestus ordnungsliebender und störungsfeindlicher (d.h. innovationshemmender) Beflissenheit und bürokratischer Sucht nach auf Dauer gestellter Effizienzkontrolle zur geistfeindlichen, modischen Norm avanciert, dann verbirgt sich dahinter nicht selten die leidvolle Erfahrung, das von vielen Hochschulangehörigen erlebte Scheitern anspruchsvoller und kreativer Programme als Scheitern-Müssen nun für jedermann zu wollen, indem man den ungewissen Ausgang intervenierenden Denkens als unnütze Spielerei abschreibt. Kommt dann noch der von außen gesetzte ökonomische Mangel hinzu, obsiegt zynische Resignation und die Maskerade des Ressentiments, d.h. die ‚Wende‘ nach innen und gegen sich selbst, die sich dann wiederum gegen das vermeintlich Überflüssige, Luxuriöse, Fremde richtet. Das gilt für jeden einzelnen und überträgt sich ebenso auf Institutionen, insofern diese sich auch phantasmatischen Identifikationen verdanken, ohne die das Gesetz der Selbsterhaltung und seine Wucherungen sich in purer Haltlosigkeit verlören.

Fatal wird dieser Mechanismus der Hinnahme politischer Rahmenbedingungen dann, wenn dank der überichhaften Identifikation mit der passiven Rolle eines Befehlsempfängers der Spielraum des Politischen allererst eng und enger wird. Hiervon, also von der Topologie des ‚Aktiv-Werdens reaktiver Kräfte‘ soll im Folgenden eine – recht grobe und vorläufige – Skizze versucht werden. Diese artikuliert ihrerseits ein Leiden, das droht, als bloße Klage zu verstummen.

Eine Universität, so sie diesen Namen zu Recht trägt, ist nie vollständig ein Spiegelbild der Gesellschaft oder ihrer Krisen und auch nicht bloß ein reaktiver Spielball ökonomischer Interessen. So klein der stets unentscheidbare Denkspielraum sein mag, den die Universität sich selbst und dem außengeleiteten oder gar fremdbestimmten Bedarf an akademisch qualifizierten Arbeitskräften zumuten darf: ohne diesen Spielraum würden keine praxisverändernden Werte gestiftet, keine normen- und methodenkritische Distanzen ersonnen werden können. Die Universität ‚Gesamthochschule Kassel‘ [GhK] hatte als eine der wenigen Reformuniversitäten noch länger als vergleichbare Institutionen die seltene, vielleicht durch ihre auch provinzielle Ungleichzeitigkeit bedingte Chance, den Genuss ihrer Differenz zu den anderen Hochschulen, den sie politisch wach und selbstbewusst markiert hatte, zu bejahren, d.h. selbstreflexive Entwürfe ins Spiel zu bringen.

Aus dieser Unschuld des Werdens wurde zunehmend - und gewiss auch angstmindernd - ein Schuldgefühl und ein diesem nachfolgender Beweiszwang, nicht anders sein zu wollen als die anderen Universitäten. Statt also in Forschung und Lehre das wagemutige Experiment fortzusetzen, in Aufnahme, Kritik und Überwindung der vorherrschenden Normen der Wissenschaftskultur ungewohnte Wege zu gehen, regenerierten sich die Prozeduren der ‚normal science‘. ‚Visuelle‘ und andere ‚Oppositionen‘ an der GhK verschwanden, der Gebrauch der Sprache (jedenfalls in den entscheidenden Gremien) wurde sachlicher, aber auch kleinkrämerischer und funktionärgerechter, die Studenten schweigsamer. So weit so üblich. Es erlahmte die Kraft, transdisziplinäre Problem- und Denkfelder zu eruieren, sowohl in berufsbezogener wie in innertheoretischer Hinsicht. Zugleich - und dies ist keinem bösen Willen verdankt - obsiegte Mediokritik und mit ihr die falsche Alternative, die Universitäten aufspalten zu wollen in Lern- und Elitefabriken. Mittelmaß meint hier weder so etwas wie mangelnde Intelligenz, Begabung oder Leistung, sondern vielmehr ein bestimmtes Dispositiv der Einstellung zu sich selbst: es gelte nunmehr - qua mangelnder Anerkennung der Hochschule von außen (Ranking-Listen und ihre kaum diskutierten Normen) - den sogenannten ‚state of the art‘ zu erreichen. Man akzeptierte mehr und mehr die Vorgaben des

Durchschnittlichen als Schuldvorwurf von außen und nahm diesen wiederum zum inneren Vorbild.

Das schlechte Gewissen paarte sich mit mahnenden Apellen, zunehmend standardisierten Leistungsnormen Folge leisten zu müssen. Erinnerungen an die ehemals etwas lustvolleren Experimente in der Aufbruchsstimmung (nach der Universitätsgründung) verkümmerten, da man zufrieden war mit ihrer bloß romantisierenden Beschwörung, die zum manieristischen Beiwerk des nunmehr normalisierten Alltags depravierte. Abweichungen davon wurden nunmehr als solche definiert und individualisiert. Dies machte wiederum deren Energieaustausch ärmer. Diese Metamorphose vollzog sich quer durch alle universitären ‚Statusgruppen‘ und dominierte fortan die öffentliche Rhetorik des universitären Diskurses (was Haushaltsentscheidungen und Prioritätensetzungen natürlich einschloss).

Ein Beispiel nur: In der Mitte der 1980er Jahre bildete sich die forschungsstrategische Norm heraus, dass es nützlich und progressiv wäre, die Technikfolgen abzuschätzen. Kaum noch wurde bei diesem durchaus wichtigen Thema gefragt, ob nicht die Frage nach den Ursachen der Technik, die nämlich die nach ihren Wirkungen erst angemessen zu situieren erlaubt, nicht ebenfalls erste Priorität haben könne. Und zwar gerade deshalb, weil in Gestalt der neuen (digitalen) Medien die unmittelbare Verschränkung von Kultur und Technik, von Sozialisation und medialer Wahrnehmung, deutlicher als je zuvor sei. Unter dieser Vorgabe der Technikfolgenabschätzung also gerieten die Kultur-, Geistes- und Sozialwissenschaften in die Defensive und standen nunmehr den Ingenieurwissenschaften in verhaltener Opposition gegenüber.

Aber nicht diese sich verschärfende Einseitigkeit in der Gewichtung dessen, was profilgebend an der GhK zu sein hätte, ist das entscheidende Problem der reaktiven Selbstzurücknahme; und auch nicht die bornierten finanzpolitisch motivierten Überlebenskämpfe, die zur internen Rivalität und Lust- und Hilflosigkeit vor allem innerhalb der Kultur-, Kunst- und Geisteswissenschaften der GhK beitrugen. Vielmehr lag das Fatale dieser Entwicklung in der Zurücknahme von Ideen und Ansprüchen, die als utopische wie atopische den offenen Spielraum des Denkens in der universitären Aufklärungstradition betonen, und ohne den die kulturelle Intelligenz ihren autonomen Ort, den die Universität mitgestalten konnte, preisgibt.

Das größere Problem ist, dass die Intensität und die Innovationsfreude abnehmen, dass die querdenkende Neugierde erschläft oder nur subkulturell überwintert. Dies verträgt sich wiederum nur allzu gut mit der Verwaltung einer ‚Armut‘, die - als in sich kreisendes Verwaltungshandeln - in kleinmütigen Verteilungskämpfen energetisch erschöpft. Abschottung statt Interferenz – in dieser Kurzformel lässt sich das bedrückende Klima an einer Universität beschreiben, in dem dann Seltenes oder Überraschende kaum noch gedeihen und passieren kann. Und solange Antworten auf diesen Zeitgeist - und seien es Proteste - ausbleiben, rächen sich die reaktiven Kräfte, die naturgemäß - um nochmals an Nietzsches ‚Genealogie der Moral‘ zu erinnern – nichts gegen einen Burgfrieden mit der eigenen Schwäche einzuwenden haben. Und gerade weil diese Kräfte nicht im Schema von Oben (Herr) und Unten (Knecht) zu verorten sind, geben die reaktiven Kräfte des Ressentiments in ihrem nunmehr ungestörten Verlauf /Ablauf vor, die Moral des Nützlichen und Brauchbaren gepachtet zu haben. Erkennen und einschätzen lassen sich diese Kräfte nur, wenn sie ihren Geltungsanspruch verlieren – ein Verlust, der ein Gewinn wäre für die Lehrenden wie Lernenden. Dies zu erkunden, bleibt die Aufgabe einer tätigen Einbildungskraft, die sich - stets unvorhersehbar und unvordenklich - ereignen kann.